

unterwerfen? Werden sie, wie das in Rußland längst geschah, die „Internationale“ mit der Hymne an das „Vaterland aller Werktätigen“ vertauschen? Nur die Zukunft kann diese Fragen beantworten. Aber eines dürfte gewiß sein: Die wachsende Betonung des Nationalen in der SU bedeutet eine Abwendung von vulgärmaterialistischen Standpunkt der ersten Marxisten, eine Hinwendung zu zwar noch primitiven, aber tatsächlich doch ideellen Faktoren. Wie in manchen andern Punkten des sowjetischen Lebens — wir erinnern nur an Familien- und Erziehungsfragen — haben auch hier die Forderungen der Wirklichkeit über eine falsche Theorie gesiegt.

Im Lichte des Kreuzes

Ein Orden für Kranke

Von FRANZ HILLIG S. J.

Der 11. April 1930 wird einmal als Datum in die Geschichte der Orden eingehen. Es war der Tag der Sieben Schmerzen Mariä. Fünf junge Französinnen hatten mit Bedacht diesen Tag gewählt, um an ihm eine Weihe zu vollziehen, die von vornherein zu schmerzlicher Aussichtslosigkeit verurteilt schien. Sie wollten sich im Ordensstand Gott weihen; aber sie waren krank und durch ihre Krankheit außerstande, ihr Wort einzulösen. Dennoch boten sie an jenem Morgen in der Sühnekirche von Montmartre zu Paris während der Opferung der heiligen Messe ihr Leben an, mochte der Herr daraus machen, was er wollte. Er hat etwas Unerwartetes daraus gemacht. Innerhalb der wahrlich reichen Gründungsgeschichte der Orden ließ er aus jener Opferung den Keim zu einer ganz neuen Ordensform wachsen, zu dem ersten Orden für Kranke.¹

Die Kirche verlangt von den Kandidaten des Ordenslebens die geistige und körperliche Eignung, „die Last des Ordenslebens zu tragen“ (CIC can. 538). Diese „Last“ ist bei den alten, strengen Orden nicht gering. Ihr ist nur eine robuste Gesundheit gewachsen. Doch auch alle andern religiösen Gemeinschaften fordern als Aufnahmebedingung das Maß an Gesundheit, das zur Erfüllung des Ordenszweckes erforderlich scheint. Das ist nur vernünftig, aber es zwingt viele, die sich, ohne diese Gesundheit zu besitzen, berufen fühlen, zu einem schmerzlichen Verzicht. Die Erfüllung ihres Wunsches bleibt ihnen zeitlebens versagt. Und es leuchtet ein, daß die Zahl solcher unerfüllbaren Berufe in dem Grade anwächst, als die Gesundheit des modernen Menschen abnimmt. Sie ist heute sehr groß.

Die Spannung zwischen den Forderungen des Ordenslebens und der verfügbaren Kraft hat sich schon vor Jahrhunderten bemerkbar gemacht, und es hat nicht an Versuchen gefehlt, sie einander anzugleichen. Einen der wichtigsten hat Franz von Sales unternommen. Gerade darum sollte die neue Ge-

¹ Wir verstehen in diesem Aufsatz das Wort „Orden“ in einem weiteren Sinn, nicht in dem kirchenrechtlich präzisen, wie ihn CIC can. 488, 2 festlegt.

nossenschaft von der „Heimsuchung“, die er mit der heiligen Franziska von Chantal zusammen gründete, ohne „grande aspreté“, ohne äußere Härte sein, damit neben Witwen auch Alte und Schwache in ihr eine Zuflucht fänden. Dabei spielte der gütige Bischof auf Lukas 14, 21 an, wo die Bettler und Krüppel, die Blinden und Lahmen zum Gastmahl geladen werden.²

Ein Jahrhundert später hat Grignion von Montfort († 1716) in seiner feurigen Verachtung der Klugheit dieser Welt den Plan gefaßt, „sich an Kranke zu wenden, um die Kranken zu pflegen“. Er sammelte eine kleine Schar armer Geschöpfe aus den untersten Schichten um sich: Hinkende, Mißgestaltete, Unheilbare und machte eine Blinde zu ihrer Oberin.³

Diese Beispiele ließen sich gewiß vermehren. Aber es blieben vereinzelt Vorstöße, die an der grundsätzlichen Forderung nichts änderten. Vor allem aber fehlte eine neue geistige Konzeption. Man dachte an Milderung, man ließ Ausnahmen zu: das Problem, das uns hier beschäftigt, trat noch gar nicht in das Blickfeld.

Erst bei der kleinen Schar von Montmartre und ihrem geistlichen Führer, Abbé Gaucheron, blitzte der schöpferische Funke auf. Ihnen wird der Einfall von großartiger Kühnheit zuteil, der sich anhört wie die einfachste Sache von der Welt: Da sind Menschen mit offenbarem Ordensberuf und sie sind krank. Doch warum soll die Krankheit ein Hindernis für das Ordensleben sein? Kann sie nicht umgekehrt sein Sinn und Inhalt werden? Wie wäre es, wenn wir eine Gemeinschaft gründeten, die für Kranke da ist und aus Kranken besteht?

Diese Erkenntnis stammt aus der Tiefe christlichen Denkens. Im Mittelpunkt der Erlösung steht das Kreuz. Nachfolge Christi heißt, dem Herrn auf dem Kreuzweg folgen. Alle Orden der Kirche haben sich — wenn auch auf verschiedene Weise — als Kreuzesnachfolge verstanden. Was aber ist die Krankheit für den Gläubigen anders als Kreuz und Teilnahme am Kreuze Christi? Kreszentia von Kaufbeuren hat ausgerufen: „Meine Glieder, preiset den Herrn, der euch die Fähigkeit zum Leiden gegeben hat!“ Wie hätte sie diese Gründung verstanden, die nichts anderes zum Zweck hat als: „die Verherrlichung Gottes und die Heiligung ihrer Mitglieder durch die frohe Annahme des Leidens“. Sie nennen sich „Institut von Jesus dem Gekreuzigten“.⁴ Das Kreuz steht bewußt im Mittelpunkt ihres Lebens. Sie begreifen

² François de Sales. Oeuvres, Annecy 1931 Bd. XXV S. 51 ff.

³ Grignion de Montfort. Von Raymond Christoflour, Paris 1947, La Colombe, S. 62.

⁴ „Institut de Jésus Crucifié“. Unser Bericht fußt auf Beobachtungen und Gesprächen anlässlich von Besuchen in Brou-sur-Chantereine und Chelles, ferner auf dem 142 Seiten starken Manuskript der „Constitutions“, in das uns die Generalpriorin Einblick nehmen ließ, wofür ihr an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt sei. Vgl. auch Maurice Gaucheron „De la sublime fonction des malades dans le Corps du Christ — L'Institut de Jésus Crucifié“ in „Etudes“ Juni 1945 S. 324 ff. Ders. „Qu'est ce qu'une Religieuse de Jésus Crucifié?“ (Collection „Nos Religieux“ Nr. 28, Paris VIe 149, rue de Rennes, Editions de l'Arc 1947, 32 S.) und das handvervielfältigte „Bulletin de l'Union de Jésus Crucifié“, von dem im Februar 1951 Nr. 172 erschien. — Auch der Versuch einer entsprechenden Gemeinschaft für männliche Kranke ist in Frankreich gemacht worden, doch hat er bis jetzt keine zufriedenstellenden Ergebnisse gezeitigt.

sich als leidende Glieder Christi. Das Geheimnis seiner Passion soll sich an ihnen erfüllen (Kol 1, 24). Sein Kreuz soll in ihnen aufleuchten in seiner gnadenhaften, erlösenden Kraft. In ihrem Kranksein vollzieht sich ihre Hingabe. Die Krankheit wird ihnen zum „Lebensstand“.

Man würde die neue Gemeinschaft mißverstehen, wenn man sie einfach als Zufluchtsort für Kranke auffaßte. Ja es genügt nicht einmal, um sich ihr anzuschließen, daß eine Kranke Ordensberuf habe. Es ist vielmehr ein eigener, gar nicht so häufiger Beruf erfordert. Er besteht in der Gnade, Sinn zu haben für ein Leben in Krankheit; den „Stand der Krankheit“ zu bejahen, sie als Inhalt des Ordenslebens zu begreifen und sie zu umfassen, als habe man sie frei gewählt. Fast täglich melden sich Kranke und bitten um Aufnahme. Viele werden abgewiesen; denn sie haben offenbar diesen Beruf nicht. Bei andern ergibt sich sehr bald die Gewißheit: Sie besitzen diese Gelassenheit und Leichtigkeit, die Krankheit zu tragen. Sie kennen diese Freudigkeit mitten in der Prüfung. Sie haben Beruf für das Leben im Stand der Krankheit.

Man liebt bei den Schwestern des Instituts nicht die feierlichen Worte „*victime et hostie*“ — so leicht gefällt sich ein „Schlachtopfer“ in seiner Rolle. Sie wollen sich vielmehr dazu erziehen, ihr eigenes Weh zu vergessen. Das Kreuz ist etwas Gutes und bringt Freude. Freude, die aus einem ungekünstelten Wesen hervorbricht, soll das Herz der Schwestern erfüllen. In zwei Worte fassen sie ihre ganze Spiritualität zusammen, in ein Wort der demütigen Annahme und in einen Ruf des Jubels: „Amen, Alleluja!“

Das hört sich gewiß schön an, aber wie läßt sich ein solches Leben praktisch verwirklichen? Die Antwort kann auf theoretische Erörterungen verzichten. Seit fast zwanzig Jahren wird dieses Leben gelebt. Auf Kreuzerhöhung 1933 — ihrem Hauptfest! — reichte der Bischof von Meaux dreizehn Jungfrauen das weiße Kleid mit dem schlichten Kreuz aus hellem Holz. Im Jahre 1938 wurde die Genossenschaft zu einer Kongregation bischöflichen Rechtes und im August 1950 zu einer solchen päpstlichen Rechtes erklärt. Es gibt heute fünf Häuser mit 118 Schwestern und 40 Oblaten oder Hilfsschwestern. Die Leitung des Instituts liegt in der Hand der General-Priorin im Mutterhaus von Brou-sur-Chantereine (Seine et Marne) Prieuré S. Joseph.

Keine Stunde braucht der Zug zu dem kleinen Eisenbahner-Vorort im Osten von Paris. Und schon bald taucht vor dem Besucher die Umfriedung eines parkähnlichen Anwesens auf, in dessen Tiefe das einfache, dreistöckige Haus liegt. Er sieht die eine oder andere Schwester unter den Bäumen auf dem Liegestuhl, dann wartet er in dem kahlen Sprechzimmer. Der erste Eindruck ist der von Armut und Sauberkeit. Seltsam, diese erste Begegnung mit einer Welt, von der man bis da nur aus Veröffentlichungen wußte! — Ein andermal bringt uns der Autobus zu dem unweit von Brou gelegenen Chelles in das Noviziatshaus zur Feier der Einkleidung und Profess. Ist es der Früh-

lingshauch, der über allen heiligen Anfängen liegt? Ist es die Ausstrahlung nicht alltäglicher Gnaden? Wer will das sagen?

Aber der Leser denke sich in eine kleine helle Kapelle hinein, die zu drei Vierteln Schwesternchor ist. Und nun zieht die Kommunität ein: Schwestern mit dunklen Brillen tasten sich voran: Blinde! Andere gehen an Stöcken oder werden gestützt. Die eine oder andere bleibt, während die andern das Knie beugen, stehen. Ein paar Hocker und Polster werden hingeschoben, und das Chorgebet hebt an. Erstaunlich klar und gepflegt ertönen die lateinischen Psalmen. Auch die Blinden singen, während ihre Finger über die Braille-Schrift tasten. (Doch ihr müßtet dabei ihre von innen leuchtenden Gesichter sehen...)

„Wie wir das praktisch machen?“ fragt die General-Priorin. Das fragen uns alle Besucher. Wir bauen auf die Vorsehung. Sie schickt uns eine Auswahl der verschiedenartigsten Kranken. Und obwohl wir jede nehmen, die zu uns kommt und Beruf hat, ergibt sich, daß sie sich in ihren Arbeitsleistungen auf das glücklichste ergänzen. (Nur Geisteskranke und hochansteckende Fälle wie offene Tuberkulose können nicht aufgenommen werden.) Grundsatz ist: die Kranken verrichten alle Hausarbeit selbst und leisten auch selbst die Pflege ihrer mitkranken Schwestern. Die Dienste müssen nur gut durchdacht und aufeinander abgestimmt werden.

Die Blinden verfügen über die Körperkräfte von Gesunden. Eine Asthmastikerin kann außerhalb ihrer Anfälle wertvolle Arbeit leisten. Gelähmte und Bettlägerige vermögen sich durch Nadelarbeiten nützlich zu machen. Wenn irgend möglich, soll keine einzige Kranke ohne Teilnahme an der Arbeit und ohne die Freude bleiben, zum Gedeihen der Gemeinschaft beizutragen. Es muß freilich gesagt werden, daß auch Gesunde aufgenommen werden. Aber das sind hier Ausnahmen. Sie müssen in der Minderzahl bleiben und ganz im Dienst des Kreuzesgedankens leben.

Die Arbeit ist für die Schwestern eine ernste Existenzfrage. Sie müssen sich ihr Brot verdienen. Was die meisten heute ins Kloster mitbringen, ist wenig. Wohl hat sich eine Vereinigung der Eltern und Freunde gebildet, um der ärgsten Not zu steuern. Dennoch ist Schmalhans Küchenmeister, und die Armut ist hier mehr als ein erbauliches Wort: sie wird in Lauterkeit und Härte gelebt. (Ist das auffallende Frohsein der Schwestern vielleicht ihr Abglanz?) Es ist erstaunlich zu sehen, mit welcher Findigkeit und Freudigkeit die Schwestern bei ihrer geminderten Kraft zu den Aufgaben in Haus und Pflege noch die des Unterhalts dazu übernehmen: Sie geben Privatunterricht, sticken und stricken, sie widmen sich der Buchbinderei und kunstgewerblichen Arbeiten. Andere sind in der Poliklinik, in der Pfarrbücherei beschäftigt oder treiben Hühnerzucht. Die Existenzfrage bleibt ein Kreuz, aber Gottes Vorsehung sorgt von einem Tag zum andern, und man kann leben.

Doch die Arbeit hat im Institut von Jesus dem Gekreuzigten noch eine andere Aufgabe. Sie ist eine wertvolle Erziehungshilfe zur inneren Freiheit. Nichts verführt so zur Ichbezogenheit wie die Krankheit. Mit dem Tag, da

eine Kranke sich dem Institut anschließt, hat sie sich aller Sorge um ihren Zustand und ihr Befinden zu begeben. Sie soll all ihre Sorge auf den Herrn werfen und sich der mütterlichen Obhut der Oberin überlassen. Zu Hause wurde sie vielleicht verwöhnt und entnervendem Müßiggang überantwortet, oder aber sie war sich selbst überlassen und überspannte ihre bereits unterhöhlte Kraft. In der Geborgenheit der Gemeinschaft sind beide Einseitigkeiten gebannt. Jede wird zur Arbeit herangezogen, aber jeder wird auch nur das Maß an Arbeit gestattet, das sie noch zu leisten vermag.

Von einer Schwester „Jesu des Gekreuzigten“ wird erwartet, daß sie das Thermometer zurückreicht, ohne die Temperatur abzulesen; daß sie gar nicht daran interessiert ist, welchen Befund der Arzt feststellt. (Wenn es etwas Wichtiges ist, wird er schon das Nötige veranlassen.) Man spricht auch nicht von seinem Leiden, ja man verzichtet auf den Wunsch zu genesen. Die Krankheit ist hier keine Ausnahme und erst recht kein Unglück und keine Katastrophe. Selbst wenn sie die Teilnahme an den Übungen der Gemeinschaft unmöglich macht, ist sie nie „Berufsunfall“. Im Gegenteil: der Hauptzweck des Ordens, die Verherrlichung des Kreuzes Christi, wird dann nur um so mehr erfüllt.

Hier tritt deutlich der Unterschied zu den andern Orden hervor. Sie alle kennen natürlich auch den Fall der Krankheit, und die Ordensregeln enthalten fast alle einen Hinweis darauf, wie ein Bruder oder eine Schwester die Krankheit aufzufassen und geistlich zu nutzen habe. Ignatius von Loyola nennt sie ein Gottesgeschenk, nicht geringer als die Gesundheit,⁵ und Franz von Sales lädt die mit der Pflege der kranken Mitschwestern betraute Schwester ein, die Kranke anzusehen „comme la vive image de Jésus Christ crucifié“, als das lebendige Bild des Gekreuzigten.⁶ Da steht also genau das gleiche Wort. Und doch ist es nicht dasselbe.

Wenn eine Ordensfrau, die einem Lehrorden angehört, erkrankt, dann wird ihr die Arbeit in der Schule unmöglich. Eine kranke Krankenschwester muß die Krankenpflege aufgeben usw. Hier ist jeweils die Krankheit, mag sie im übrigen noch so ergeben getragen werden, eine Störung und ein Ausnahmefall. Der Orden hat an sich einen andern Zweck. Deshalb nimmt er Kranke erst gar nicht auf. Hier aber, im Institut von Jesus dem Gekreuzigten, ist das Kranksein der Inhalt des Ordenslebens selbst, und wer nicht krank ist, kann nur ausnahmsweise Aufnahme finden. Damit wird auch klar, daß dieser Orden nicht eigentlich dem Verzicht auf Anforderung und Opfer sein Entstehen verdankt, sondern daß er in elastischer Anpassung Opfer fordert, die sehr hoch sind und geradezu heroisch werden können.

Seinem Geist nach fühlt sich das Institut der benediktinischen Ordensfamilie verwandt, deren Regel ihm zugrunde liegt; aber es besteht keinerlei Bindung an den Benediktinerorden. Die weißen Schwestern lieben an der Regel des heiligen Benedikt das Maß und die Weite der Möglichkeiten, die sich in ihr auftun. Sie sind aber auch von dem großen liturgischen Strom er-

⁵ Constitutiones P. III. c. 1 n. 17.

⁶ a. a. O. Cap. XXXIX De l'infirmière, S. 106 f.

faßt, der die Kirche der Gegenwart verjüngt. Aus der Grunderkenntnis ihres Ordens drängen sie zum Mysterium der Opferfeier.

Für eine Gemeinschaft, die das Opfer des Herrn am Kreuz so sehr in den Mittelpunkt stellt, muß die tägliche Opferfeier von selbst zentrale Bedeutung gewinnen. „Die Messe“, so sagen die ‚Constitutions‘, „ist in Wahrheit ihr ganzes Leben. Der Anteil, den sie allmorgendlich daran nehmen, ist zugleich Quelle und Lohn ihrer eigenen Hinopferung während des Tages.“ Es gibt wohl wenige Ordenssatzungen, in denen die heilige Messe als Zentrum und Kraftquelle so folgerichtig herausgestellt ist, wie in denen des Instituts. Und man spürt, wenn man unter den Schwestern weilt und in ihrer Mitte das heilige Opfer feiern darf, wie sehr tatsächlich die Messe ihr Leben ist. Dabei kommt einem zum Bewußtsein, wie unsinnig es ist, Liturgie und Aszese einander entgegenzustellen. Im Institut des gekreuzigten Jesus durchdringen sie sich gegenseitig: die Mysterienfeier wird in den Mitfeiernden Opferleiden, und ihr Leiden wird durch die Opferfeier Freude und Jubel.

Nach der Meßfeier ist das Chorgebet in den Häusern des Instituts die wichtigste Übung: es bereitet die Messe vor und trägt die Gnadenimpulse der Messe durch den Tag. Es rückt von Stunde zu Stunde die Aufgaben und Leiden von neuem in den Blickwinkel des Kreuzes. (Übrigens ist das Offizium gekürzt. Meist fällt die Matutin aus.) Stillschweigen, Klausur und zweimal täglich eine halbe Stunde Betrachtung helfen eine Atmosphäre schaffen, die die Sammlung begünstigt. Die Schwestern sollen in einem kontemplativ versenkten Leben die Kraft finden, das Kreuz zu tragen und zu seiner Gnadenkraft durchzudringen.

Sie sollen es nicht für sich allein tun. Das Institut von Jesus dem Gekreuzigten will betende Versenkung mit missionarischer Ausstrahlung verbinden: es ist wesentlich apostolisch gemeint. Die moderne Welt ist eine Welt der Krankheit und des Leidens. Die letzten Kriege haben ein ganzes Heer von innerlich und äußerlich Gebrochenen hinterlassen. Die Caritas steht vor unabsehbaren Aufgaben. Aber schlimmer ist die innere Not und Ratlosigkeit. Für die allermeisten ist das Leid eine Sinnlosigkeit und ein Wahnsinn. Es ist kein Zufall, daß der neue Orden gerade in der leidgesättigten und am Sinn des Leidens verzweifelnden Gegenwart ins Leben trat.

Die leidenden Menschen, die sich im Krankenorden zusammengeschlossen haben, taten das nicht zuletzt mit dem Blick auf ihre vielen Schicksalsgenossen und -genossinnen draußen in der Welt. Sie hatten für sich das Kreuz als Quelle des Segens entdeckt. Sie wollten, daß es auch den andern wieder zu einer Quelle des Segens würde. Was Pius XII. an der Schwelle des Heiligen Jahres in seiner Botschaft an die Kranken der Welt den Leidenden zugerufen hat, sind genau die Gedanken, die das Apostolat des Instituts von Jesus dem Gekreuzigten bestimmen:

„Mehr als an allem andern“, hat da der Heilige Vater gesagt, „leidet ihr an dem Gefühl, zur Untätigkeit verurteilt zu sein, ohne Arbeit, unnütz, eine

Last für eure Umgebung, und ihr klagt wegen eures zerbrochenen und fruchtlosen Lebens. Aber, ist es nicht wahr, daß die geduldig ertragene Krankheit den Geist schärft, in der Seele hohe Gedanken weckt, dem Herzen, das irrging, die Leere und Vergeblichkeit der weltlichen Vergnügungen offenbart, Unausgeglichenheit heilt und gute Vorsätze eingibt. Doch noch mehr! Schaut zum Kreuz, schaut auf alle jene, die gelitten haben! Christus hat mit Wort und Beispiel die Menschen belehrt; mit seinen Wundern hat er in ihrer Mitte Gutes gewirkt: aber mit seinem Leiden und seinem Kreuz hat er die Welt erlöst.“⁷

Die Brücke zu der Welt der Kranken bildet der Zusammenschluß der Kranken, der sich um das Institut gebildet hat und sich „Union de Jésus Crucifié“ nennt. Er umfaßt bis heute 300 Kranke. Ein handvervielfältigtes Blatt, das monatlich erscheint, stellt die Verbindung zwischen den Kranken und den Schwestern her. Der Krankenbund will die Leidenden nicht mit vielen Gebetsübungen belasten. Er lädt sie nur ein, sich zur Stunde des Todes Christi mit seiner Opfergesinnung zu vereinen und das Kruzifix anzublicken. Dabei wird der Vers aus der Liturgie der Karwoche gesprochen: „Christus ist gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuz; darum hat ihn Gott erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist“ (Phil. 2, 8f.). Auch die Kranken des Krankenedes übernehmen die Losung „Amen, Alleluja!“

Vielen Leidenden geht durch den Anschluß an den Bund und das Institut von Jesus dem Gekreuzigten eine neue Welt auf, besonders den vielen, die zu jahrelangem Schmerzenslager und Siechtum verurteilt sind. Sie zeigen ein brennendes Interesse, wenn sie von diesen Dingen hören. Wie ein Leben durch die Botschaft vom Kreuz und die Querverbindung zu Leidensgenossen umgewandelt werden kann, zeigt der Fall von Robert Altimus aus Sioux City, Iowa USA. Er war 1940 durch einen Autounfall zum Krüppel geworden und ans Bett gefesselt. Schwere Schicksalsschläge in seiner Familie kamen dazu. Da erreichte ihn eine Einladung von Mary Ellen Key, die seit ihrer frühen Jugend an Arthritis litt und seit acht Jahren bettlägerig war. Sie rief 1944 einen „Bund der ans Bett Gefesselten“ ins Leben, den sie mit einem doppelamputierten Priester zusammen leitet. Robert Altimus berichtet, wie er sich in tiefster Verzweiflung befand, als der Brief an ihn gelangte: „Ich griff danach wie ein Ertrinkender nach einem Strohalm greift. Durch meinen Briefverkehr mit anderen Verbandsmitgliedern aber erhielt ich allmählich die Kraft, die ich brauchte. In jedem Brief, den ich erhielt, las ich: Wir beten für dich. Jedes Zettelchen zeigte mir, daß ich nicht allein war. Von ihnen allen lernte ich das Geheimnis des Glückes, des Leidens und einer idealen Weltanschauung. Heute besitze ich dank dem Verband mehr wahre Freunde, als ich je in meinem Leben hatte.“⁸

⁷ AAS 1949, 612.

⁸ Don E. Hall, „Ein Bund der ans Bett Gefesselten“ in „Katholischer Digest“, September 1948 S. 51 ff.

Der amerikanische Krankenbund, der sich bei mancher Ähnlichkeit doch auch wieder in wichtigen Dingen von der „Union de Jésus Crucifié“ unterscheidet, zeigt immerhin, wie sehr unsere Zeit auf den Zusammenschluß der Kranken und ihre seelsorgliche Betreuung hindrängt, in der übrigens ganze Orden wie die Kamillianer schon lange segensreich wirken.⁹

Da liegen auf meinem Schreibtisch die armseligen Mitteilungsblätter, die allmonatlich von Brou-sur-Chantereine zu den Kranken in alle Welt hinausgehen. Die erste Nummer ist vom April 1936. Dieser erste Gruß an die Kranken scheint mir noch einmal all das zusammenzufassen, was der neue Orden uns zu sagen hat:

„Meine lieben Freunde!“ so heißt es dort. „Durch euren Beitritt zum Krankenbund von Jesus dem Gekreuzigten seid ihr nun nicht mehr allein mit eurer Krankheit, sondern habt Anteil an den Leiden, den Gebeten und Freuden . . . der kranken Ordensfrauen, die eure Schwestern sind. Ihnen ging es wie euch: die Krankheit hat sie um ihre Pläne gebracht und ihre Arbeitskraft gebrochen. Doch ihr wißt nun, wie ihr großes Anliegen heißt: euch den schönen, lichten Weg zu zeigen, in den sich die Prüfung für sie verwandelt hat. Sie haben es zuerst so wenig begriffen wie ihr. Aber mit Hilfe der Gnade wurde ihnen klar: Gottes Wille ist notwendig gut, und sie haben sich bemüht, seinen heiligen Willen zu umfassen. Fest in seinem Willen stehen, das macht ihr ganzes Ordensleben aus. Aber es war ihnen nicht genug, selbst diese Entdeckung gemacht zu haben. Sie möchten auch draußen die Kraft des Kreuzes wieder zu Ansehen bringen. Sie möchten, daß auch eure müde, schmerz-erfüllte Seele von der Freude der Auferstehung berührt wird, die denen vorbehalten ist, die gelitten haben und ja gesagt haben zu ihrem Leiden.“

Wir klagen viel und machen große Pläne. Vielleicht ist das Gute viel einfacher. Man muß nur hören, was der Augenblick von uns will. Und man muß ihn segnen; auch gerade dann, wenn er uns weh tut. Wer die Botschaft von Jesus dem Gekreuzigten annimmt, der kann in das Credo von Elisabeth Leseur einstimmen¹⁰: „Ich glaube, daß das Leid den Menschen von Gott gewährt worden ist aus einem großen Gedanken der Liebe und Barmherzigkeit. — Ich glaube, daß Jesus Christus das Leid verwandelt, geheiligt, ja fast vergöttlicht hat. — Ich glaube, daß das Leid fruchtbar ist. — Ich glaube, daß zwischen den Seelen, die hienieden leiden, und denen, die im Jenseits sühnen oder schon im wahren Leben sind, ein ununterbrochener Austausch ist, ein Strom gebildet aus ihrem Leid, ihren Verdiensten und ihrer Liebe; und daß unsere geringsten Schmerzen und Anstrengungen durch Gottes Einwirken imstande sind, unsere Lieben und Menschen in der Ferne zu erreichen und ihnen Licht, Friede und Heiligkeit zu bringen.“

⁹ Vgl. zum Beispiel das vom Konvent der Kamillianer Freiburg i. Br., Poststr. 5 in Verbindung mit dem Deutschen Caritasverband herausgegebene 8-Seiten-Blatt „Sonntagsgruß ans Krankenbett“.

¹⁰ „Ecclesia — Lectures Chrésiennes“, herausgeg. von Daniel Rops. August 1949, S. 86.